

Französische Rokokogesittung —
die Kultur des Mittelmaßes¹⁾.

Von Karl Toth (Wien.)

La tristesse des menuets
Fait chanter mes désirs muets,
Et je pleure
D'entendre frémir cette voix
Qui vient de si loin, d'autrefois,
Et qui pleure.

Fern. Gregh, La Maison de l'Enfance.

Das allgemein menschliche Sehnen nach der Vergangenheit, die das geistige Auge doch nur durch den goldenen Schleier unerfüllter und uneingestandener Wünsche sieht, wird dem französischen 18. Jahrhundert gegenüber zu seltsam verworrenen Trauer. Hoffnungslos-titanisches Ringen um verstandesmäßige Bezwingung der Außenwelt, selbst auf Kosten der feinen und schüchternen Rechte des Herzens. Diabolisch-negatives Einwählen in die Erscheinung mit kraftlosem Verzicht auf lebensstarke Neuordnung der Dinge. Als Palliativ freilich über den tiefen innern Riß alle Verfeinerung einer rein formalen, einer alten Kultur — das ist der Inhalt dieses französischesten der Jahrhunderte. — »Il y a des empires qui ne sont jolis que dans leur décadence, comme l'empire français« heißt es in den Briefen von Salliani (II₅₅)²⁾, anderswo (I₅₅) stellt er der lachenden, auftrumpfenden Lebensverehrung junger Völker die traurige Seelenzergliederung westlicher Religionen gegenüber und schließt: »Nous sommes vieux.« Dennoch muß im Bewußtsein der Mitlebenden das „große Jahrhundert“ (Michelet) unersehbare Werte vermittelt haben. Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des großen Friedrich, gesteht bei seinem Abschied von Versailles 1784: »J'ai passé la plus grande partie de ma vie à

¹⁾ Vom Verfasser wird ein (bald erscheinendes) Werk über die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts vorbereitet. Das Nachstehende bildet den wesentlichen Teil der Einleitung.

²⁾ Die in Klammern beigegefügte Verweisungen beziehen sich auf die dem Schluffe angehängte Anführung der Quellenwerke.

désirer de voir la France, je vais en employer le reste à la regretter.« (Chron. scand. II₁₂₆). Ungezählte Zeugnisse der Zeit träumen von jener »douceur de vivre particulière au XVIII^e siècle.« Ein so weithin beachteter Schriftsteller wie Duclos verkündet urbi et orbi: »Le siècle de Louis XIV dure encore, malgré les déclamations de ceux qui ne contribuent en rien à sa gloire.« (Auger X₁₁₈). Ja, auch das 18. Jahrhundert vor der Revolution hat seine eigentümliche Größe und nichts könnte (in gehörigem Abstand) die rätselhafte Anziehungskraft dieser Epoche besser kennzeichnen als das Wort Voltaires über die Griechen: »Les ouvrages des Grecs sont comme la Grèce: pleine de défauts, de superstition, de faiblesses, mais le premier peuple de la terre.« (Sottisier XXXII₆₀₁).

Von absoluter Größe nun freilich, aus erbarmungslosem Kampf ungeheurer Laster und Tugenden geboren wie in Griechenland und Renaissance, ist diese zierliche Zeit weit entfernt. Das Einzigartige des 18. Jahrhunderts liegt in seiner runden Mittelmäßigkeit; ja die tausendfache Reibung glatter Mittelmäßigkeiten aneinander im Flusse des Gesellschaftlebens ist geradezu die Voraussetzung seiner schmiegsamen äußeren Kultur. Untermittelmäßigkeit, zum Teil unbegreifliche Barbarei herrscht im Technischen des Alltags, wie etwa aus dem Kapitel der Reinlichkeit klarlich zu ersehen. Mittelmäßigkeit vor allem in der geistigen und moralischen Haltung. Dieses Jahrhundert duldet kaum überragende Größe, geschweige daß es sich zu ihr emporredete: Montes quieu bleibt bizarrer Sonderling, Voltaire verdankt ein gut Teil seiner Geltung dem verbissenen Abseitsstehen, Rousseau lauscht an den Türen dieser unerbittlichen Gesellschaft als bedientenhafter Außenseiter. »Il faut des hommes, mais pour des hommes de génie, point! (Neveu de Rameau V₃₀₂).

Glatte, schmeichelnde Mittelmäßigkeit streift sorglos über die sozialen Gegensätze hinweg. Wie nur je zur römischen Verfallszeit reicht auch in diesem Jahrhundert Armut der Arbeit, Arbeit dem Reichtum, Reichtum dem Luxus, Luxus wieder der Armut die Hand zu tollem Kehraus. Eine eng umgrenzte Kaste von Höhenmenschen mit Treibhausinnen und skrupellosem Genußwillen (La France, c'est 700 personnes, sagt Voltaire) gebietet wie im Cinquecento der Leuchtenden, elenden Masse, aber statt der Peitsche in derber Faust des Condottiere hält der Kokoloherr den Rosenstab in schmäler, wohlgepflegter Hand. Die Lumpen, die bei Opernschäfersereien und Bauernhochzeiten sich unter dem bunten Flitter Fed vordrängen, will man nicht sehen, der Kampf ums Dasein erschöpft sich in Nadelstichen der Verleumdung und Degenritzen verliebter Rivalen, die Leibesnöte des Volkes werden von Hofgelehrten im

Schmollwinkel der Pompadour zwischen Fächerschwüngen und begehrliehen Blicken restlos behoben und höchste Weisheit ist das anmutige Spiel mit dem Lebensinhalt nach dem berühmten Rezept des Fürsten Ligne: »Je voudrais être une jolie femme jusqu' à trente ans, puis un général d'armée fort habile et fort heureux jusqu'à soixante, enfin cardinal jusqu'à quatre-vingts.« Dieser göttliche Leichtsinn läßt den Saumenkünstler Grimod de la Reynière mit olympischer Ruhe erklären, während der ganzen Revolution sei kein einziger schöner Steinbutt auf den Pariser Markt gekommen; er führt das Märchen in das dürre Leben dieses Geschlechtes; er gibt diesen Zierpuppen der Etikette den Mut zu zigeunermäßiger Orgie in Kabarett und Spiritistenversammlung. Dieser märchenhafte Mangel an Wirklichkeitsinn auch hat sovieler Dichter von Th. Sautier bis auf F. Sregh immer wieder zu jener seltenen Epoche hingezogen, wo die Menschheit unbekümmert um die Folgen auch den letzten Rest der Erdschwere abgeschüttelt hat und nichts hienieden gebietet als der schöne Schein.

Oder schöne Pose, seit jeher die Art mittlerer Begabungen, sich mit dem starken Leben auseinanderzusetzen. Eine Komödie in 5 Akten nennt Taine das Tageszeremoniell von Versailles und auf tausend großen und kleinen Bühnen von Paris wird daselbe Stück mit mehr oder minder reichlicher Besetzung wiedergegeben. Zur Pose entartet das Heldentum des entmannten Adels; Pflichtgefühl wird Schauspielerei, wenn wir der kostbaren Anekdote von dem Bewerber glauben dürfen, der sein Stellengesuch zunächst in Versen einreicht, dann zur Seige singt, endlich gar tanzt und mit einem artigen Entrecht mitten in die fette Pfründe hüpfst. (Chron. scand. II.⁸⁷.) Intimste Lebensbetätigung rückt ins helle Tageslicht. Das duftige Morgenkleid, darin die Schöne im Bett oder am Salbentischchen empfängt, soll die aufflackernden Blicke der Besucher zum langsamen Genuß halbhüllter Reize laden wie die Rede zum Federballspiel zierlicher Laßzivitäten. Leicht kann man dabei im Venetianer Spiegel die eigene Geste überwachen, wenn man gefallen will, und das versteckte Spiel der Rivalinnen ist bald durchkrenzt. Die Tages- tracht wird zur Pose der Lüsterheit. Pose mit Geist ist das Gesellschaftsleben, ein Rousseau schreibt seine feurigsten Liebeschwüre von Brouillons ab und die Memoiren der Zeit führen die Menschen mehr oder minder nackt einem erwartungsvollen Publikum vor. Theaterei ist Liebe und Ehebruch, ein Geschmäcklein das Laster: »Ces deux hommes-là ne sont que des épluchures des grands vices« hat die Geoffrin dem Marschall Richelieu und dem Lüsterling Voisenon nachgerufen. Ja, der Tod wird zum Niederfallen des Vor-

hangs und ein sterbender Künstler will das dargereichte Kreuzifix nicht küssen, weil es zu roh gearbeitet ist.

Diese Künstlichkeit des Lebens nun umgibt sich mit Künstlichkeit der Kunst. Das Unnatürliche der tragédie classique hat schon der germanisch-grobsinnige Grimm mit erstaunlichem Feingefühl bloßgelegt (VI₁₇₁). Stilisierung auf ausgelassene Lust hin ist die Nymphenkunst von Watteau bis Baudouin, bei letzterem im graziosen Lüsten des Hemdzipfels sich erschöpfend. Das flaumenweiche Pastell wird für ein gepudertes Geschlecht erfunden, wie Meißner- und Sevrestaffen für zierliche, spitze Damensfinger. In den Kunstwerken des Schusters Charpentier darf auch das ätherischste Koloßoprinzeßchen nicht den Boden berühren, sie sind unirdisch und nicht minder ehrwürdig als jenes Kleid, vor dem sich sein Schöpfer Pygmalion gleich in die Knie warf (Necker, *Mélanges* III₁₄₉). Götzendienst also vor dem Augenblicksgenuß beherrscht wie in jeder Verfallzeit alles Leben und gemahnt an jenen genialen Torer Antonius, der eine unschätzbare Perle in Chierwein auflöste, um mit einem Zug sein ganzes Vermögen auszukosten (Necker, *Mélanges* I₁₀₀).

Auch die zierlichste Betätigung zierlicher Lebensgewohnheiten aber ohne leidenschaftlich bewegendes Gefühl erstarrt in Wiederholung und Überdruß. Langsam und bleiern senkt sich denn auch tödliche Langweile über diese ganze Kultur. Ihr zu entfliehen, erfinden die Menschen immer neue Zierlichkeiten, die, unendlich und verzweiflungsvoll wiederholt, in unentrinnbarem Zirkel zur Ödigkeit zurückführen. Zuletzt streckt man vor dem furchtbaren Feind die Waffen, geht ihm spaßhaft um den Bart, sucht sich mit ihm freundschaftlich zu vertragen. Abbé Salani, der mit seinem affenmäßig behenden Geist das Menschenmögliche in geselliger Kurzweil geleistet hat, faßt seine Welterfahrung in eine Kosmogonie aus der Langweile zusammen (*Lettres* I₁₁₁). Frage: Warum hat Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen? Antwort: Das Nichts hat sich zu Tode gelangweilt und fleht zum Schöpfer, es aus seinem Nichts zu ziehen. »C'est donc l'ennui mortel de notre mère qui nous a mis dans le cas d'exister. Elle s'ennuyait d'être néant, et voilà pourquoi nous nous ennuyons tous dans ce bas monde.« Wie weit ist's von dieser sonderbar melancholischen Selbstverhöhnung zum Kosmischen Humor der Wischerischen Weltentstehung aus dem Pfnüßel! — Der Philosoph Helvétius rückt dem Feind mit einem Gedicht: »Sur les avantages de l'ennui« zuleibe und feiert die Langweile als Mutter aller großen Talente. Einem Dritten gar, dem Abbé Barthélemy, ist in diesem heiligen Kampfe jedes Mittel recht, und wär's ein Sturz vom Pferde und ein Schlüsselbeinbruch. (An die Du Deffant 1772.) Niemand also findet die Kraft, sich aus diesem

Elend loszureißen. Da schwelgt man vielmehr in der Ausmalung der Genüsse eines reichen Türken am Bosphorus, der, in weiche Kissen verwühlt, die Augen von der strahlenden See hinweg langsam über die Gliederpracht nackter Sklavinnen gleiten läßt, die vor ihm tanzen, während berauschende Düste dem Boden entsteigen, dann lässig nach der Mokkaschale greift und in der Luft des heiligen Trankes Himmel und Erde versinken fühlt. (Galiani, Lettres II^{558.}) In Chanteloup, dem Landsitz des entthronten Ministers Choiseul, hat die Faulheit alle anderen göttlichen Tugenden verdrängt: »Il n'y règne plus qu'un sentiment, qu'une vertu: c'est une extrême paresse, et cette vie est sans doute celle du ciel, car elle est fort heureuse.« (Barthélemy an die Du Deffant III^{285.}) Der Faulheit und der Sinnenlust überläßt das Glückskind Vernis sein Geschick:

Pour éterniser sa mémoire,

On perd ses moments les plus doux:

Pourquoi chercher si loin la gloire?

Le plaisir est si près de nous. (Oeuvres I^{88.})

Und selbst der süßeste Zeitvertreib, die Frauenliebe, wird zum »délicieux ennui«. (Caylus, Oeuvres bad.) So hat denn auch das Jahrhundert eine Hohepriesterin seiner obersten Gottheit, eine Virtuosa in allen Künsten, mit der Langweile zu spielen, zu ihr zu beten, sie zu betrügen, vor ihr zu fliehen: M^m Du Deffant (vgl. ihren Briefwechsel).

Alle diese Opfer und Opferer der Langweile nun haben aus der reichsten Gesellschaftserfahrung nicht jene ureinfache Wahrheit mit fortgenommen, daß ein bißchen Güte mit ruhigerer Sicherheit die innere Leere füllt als die Schätze der glänzendsten Einbildungskraft. Wer vom Baum der Erkenntnis allzu hastig pflückt, erißt sich den Tod der Seele, jene grauenhafte Selbstsucht, die als häßlicher Makel aller reinen Verstandeskultur anhaftet. Ludwig XV. ist die vollendetste Ausprägung dieses eisig glatten Egoismus wie der eleganten und tückischen Grausamkeit einer verfallenden Gesellschaft. Aufwallungen wie das heiße Mähnen Voltaires um Calas, Sirven, La Barre, Charakter Schönheit wie das verborgene Wohltun Diderots und Duclos', Muttergüte in der Art der M^{me} Geoffrin ihren Schülern gegenüber, oder die Großherzigkeit einer D'Épinay im Verkehr mit Rousseau lassen die graue Fühllosigkeit der Zeit noch hoffnungsloser erscheinen. Darum auch jene unbestimmte Atmosphäre der Trauer, in der die begabten Menschen damals atmen, jener »ennui de la solitude«, so kennzeichnend für eine Epoche mangelnder Herzensbildung, oder Todesseufzer in der Art des Châteaubriand wie das Wort des Chevalier d'Aydie, der doch in seinem einzigartigen Verhältnis zu dem Herzenswunder

d'Aïssé alle Glücksmöglichkeiten der Zeit ausgeschöpft zu haben scheint: »Puisqu'on se console d'être homme, il ne faut s'affliger de rien.« (Du Def-fant III₁₅₈.) Der Graf von Tessin, ein erleuchteter Kunstfreund und als schwedischer Geschäftsträger lange ein gesellschaftlicher Mittelpunkt in Paris, läßt auf sein Grabmal setzen: „Tandem felix.“ (Duclos, Morc. hist. X. 247.)

Die Weltentstehungstheorie Galianis aus der Langweile scheint nur der Klownsprung einer die Gesellschaftsfesseln abstreifenden Phantasie. Und doch ist vor allem die gesellschaftliche Welt des 18. Jahrhunderts zum guten Teil aus der Langweile oder der Flucht davor geworden. Diese Welt kennt nicht das heilige Feuer eines Ideals, das die Menschen in begeisternder Gemeinsamkeit vorwärts reißt. Denn längst ist die belebende Kraft des Königtums in Zeremonien und Formeln erstarrt, das Söttliche ist Zielscheibe des Spottes oder Modesache geworden und das Elend des Volkes darf nur in die Vorzimmer der Großen herein. Die Menschen des 18. Jahrhunderts suchen bei einander Schutz vor sich selbst und ihrer Mittelmäßigkeit.

Freilich, daß aus einem rein verneinenden Prinzip, der Flucht aus der Innerlichkeit, das zierlichste formale Kunstwerk geworden ist, schöne Geselligkeit und beflügelte Anmut des Geistes, bleibt der ewige Ruhm dieses unpersönlichsten der Jahrhunderte. (Vgl. de Ligne XXVI₁₉₉ ff.: Vie du chevalier de Macare.)

Zierlich wie das Gesellschaftsleben sind auch seine Äußerungen. Anekdoten, triebhaft, man weiß nicht woher entstanden, von einem Helden des Tages zum andern gleitend wie Frauenblicke; gleich Putten gaukelt das lose Volk aus qualmender Tabagie hinter den wohlthätigen Fächer der Schönen, die nicht mehr erröten können, verschlüpf in die Falten ihrer Reifröcke und folgt ihnen ins Purpurlicht des Boudoirs. Die Memoiren der Zeit, die einzigen dauernd lesbaren Romane des 18. Jahrhunderts, sind Augenblicksbilder, sorgfältig auf günstige Pose berechnet und einem neugierigen Publikum mit grazioser Bewegung dargereicht. Die Briefe, kleine, reizend gerahmte Handspiegel, darin man die geheimsten Fältchen des Gesichtes und Geistes studiert hat, gibt man lächelnd zum Gesellschaftsgebrauch an seine Freunde weiter.

Desgleichen den Leib und das Herz. Grundstürzende Liebesleidenschaft, die zu männlicherer Zeit Herrennaturen oft genug in Blut und Tränen erstickt hat, schreckt dieses Jahrhundert der Frau. Wenn irgendwo, so hat hier das Weib seinen ausgleichenden, vermittelnden Einfluß geübt. Liebe darf nichts anderes sein als das pygmalionmäßige Auskosten leiblicher und geistiger Anmut,

gewürzt vom Bewußtsein, den Nebenbuhler eben dieses Genusses beraubt zu haben. Diese Wollust muß weise und vorsichtig gesteigert werden: »Le plaisir est comme une fleur dont l'odeur est délicate et qu'il faut sentir légèrement.« (Pensées von La Borde.) Das ist aber die einzige Beschränkung. Denn nach Lust um jeden Preis schreit das ganze Jahrhundert mit jenen kindlichen Worten des Fürsten Ligne beim ersten Blick in das unfaßbar reiche Fluten des Pariser Lebens: »J'ai peur de ne pas avoir assez de plaisir avant de mourir.« Alles Sehnen nach tiefem, inneren Glück möchte man mit einem Lustschrei übertönen: »Il n'y a pas de plus grande folie que d'être malheureux.« (Formont an M^{me} Du Deffant 1₂₄₉.) Caylus, Duclos, Buffon gar suchen in strenger Arbeit die unentbehrliche Vorstimmung zu entwürdigenden Bacchanalen. So wird die Lust des 18. Jahrhunderts zum Salgenhumor und die scheinbare Seiftesfreiheit, mit der mancher Hauptactor von der Bühne tritt, mutet an wie ein wohleinstudierter Schlußeffekt. Wenn M^{me} de Geoffrin manchmal lächelnd ins Gespräch wirft: »On ne meurt jamais que de bêtise« (Morellet, Mém.), wenn so viele Dichter und Künstler der Zeit mit einem Witzwort nach Rabelais Art von ihren Freunden Abschied genommen haben, so ist das nicht der Ausdruck starken Lebens, das noch im Tode bislang nicht erlebte Genüsse in unerforschten Daseinsmöglichkeiten winken sieht. Man glaubt so gut zu wissen, daß hinter dem großen Vorhang das Nichts ist, alle Lebenskunst gipfelt darin, mit Grazie die Draperie hinter sich zusammenzufalten.

In der »Histoire de ma Vie« (1₉₃ f.) hat George Sand von ihrem Großvater Dupin de Francueil mit liebevoller Kleinmalerei ein Bildnis entworfen, das sich fast zu einem Panegyrikus des Ancien Régime erweitert. Erst die Revolution, heißt es da, hat das Alter in die Welt gebracht, bis dahin war man jung noch im Tode. Man war elegant, gepflegt, anmutig, schalldübel, liebenswürdig, zärtlich, in ewig sonniger Stimmung. Mit tausendfach wechselnder Laune wußte man die Lebensgenüsse zu häufen. Musik und Gesang wurden von heiteren Stunden am Reißbrett des Baumeisters abgelöst, man entwarf die köstliche Einrichtung der Räume, in denen Liebe und Leben sich ausgeben sollten, man buß poetische Pasteten, drechselte seine Pfeifen und stückte mit den Damen um die Wette. Daß dabei ein Vermögen durch die Finger rann, störte die arkadische Heiterkeit nicht: »Nous nous ruinâmes le plus aimablement du monde«. Schmerz und Lust bargen sich hinter Puder und Schminke. Sorgen ließ man kaum sich selber, geschweige ändern zum Bewußtsein kommen. Und wenn man schon sterben mußte, so sollt es auf dem Ball oder in der

Komödie sein statt im Bett zwischen 4 Kerzen und häßlichen schwarzen Männern. »On savait vivre et mourir dans ce temps-là.«

Diese mittlere Lebenslinie, vielen zugänglich und aller großen Leidenschaften und Herzensgenüsse bar, ist das Geheimnis der Internationalität von Frankreichs aristokratischer Kultur im 18. Jahrhundert, wie der demokratischen des England von heute. Träger dieses Einflusses ist die Sprache, jenes fein proportionierte Kunstwerk, von dem Saliani sagt: (Lettres II₁₀₇) »C'est l'art de tout dire sans être mis à la Bastille, dans un pays où il est défendu de rien dire«, ein rundes, in jahrhundertelanger gesellschaftlicher Inzucht abgepoliertes Ganzes, das die Denkenden aller Nationen von damals einander als Schibboleth weitergeben. Im sorgfältig abgewogenen, lächelnd werbenden Schrifttum auch verkörpert sich dieser Einfluß und das Frankreich des 18. Jahrhunderts hat bei allen Niederlagen seiner Heere mit diesen Waffen seine geistigen Grenzen ins Ungemessene erweitert. Paris ist nicht mehr, wie Duclos will, »le vampire du voyamne«, es ist der geistige Vampyr von Europa.

* * *

Quellen:

Bernis, Oeuvres compl., Paris 1798, 3 vols. — Caylus, Oeuvres badines, Paris 1787, 12 vols. — La Chronique scandaleuse (p. p. Imbert de Boudeaux), Paris 1791, 5 vols. — Diderot, Oeuvres compl. (p. p. Assézat), Paris, Garnier 1875 ss., 20 vols. — Duclos, Oeuvres compl. (p. p. Auger), Paris 1806, 10 vols. — Mme Du Deffant, Correspondance (p. p. Sainte-Aulaire), Paris 1867, 3 vols. — Saliani, Lettres (p. p. Perey et Maugras), Paris 1881, 2 vols. — Grimm, Correspondance (p. p. Tourneux), Paris 1877 ss., 16 vols. — Ligne, Mélanges, Wien u. Dresden 1795 ff., 40 Bde. — Morellet, Mémoires, Paris 1821, 2 vols. — Mme Necker, Mélanges, Paris 1798, 3 vols. — Voltaire, Oeuvres compl. (p. p. Moland), Paris 1877 ss., 50 vols.

